

beziehungsweise „erbggesund“ zentraler als die Geschlechtszugehörigkeit; und doch sei die Sterilisationspolitik „nicht geschlechtsneutral“ gewesen (155). Es ist gut, dass diese komplexen Zusammenhänge hier in präziser und lesbarer Form dargestellt werden.

Gisela Bock, Berlin

Angela Steidele, **Geschichte einer Liebe: Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens**, Berlin: Insel Verlag 2010, 334 S., EUR 24,80, ISBN 978-3-458-17454-7.

Adele Schopenhauer (1797–1849), „Tochter der berühmten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer und Schwester eines unbekanntenen Philosophen“, wie die Biographin es pointiert formuliert, im Zitat von ZeitgenossInnen auch „*enfant cheri* Goethes und ‚des Philosophen schwer erträgliche Schwester‘“ (9), lebte in Hamburg, Weimar, Bonn, Jena und Rom. Sprach-, kunst- und literaturbewandert, arbeitete sie lange den Publikationen ihrer Mutter zu, gestaltete meisterhafte Scherenschnitte, schrieb schließlich populäre Reise- und Kunstführer und lebte vor bürgerlichem Hintergrund schon, seit sie Anfang 20 war, in prekären finanziellen Verhältnissen. Sie blieb unverheiratet, reiste viel, kannte bedeutende Wissenschaftler und Künstler, pflog innige Frauenfreundschaften und starb 51-jährig in Bonn.

Sibylle Mertens, geborene Schaaflhausen (1797–1857), Bankierstochter, vielseitig gebildete und engagierte Sammlerin, Antikenexpertin, Musikerin, Salonière und aktive Demokratin, lebte in Köln, Bonn, Genua und Rom. Ihr ausgedehnter Grundbesitz und ihr lokaler gesellschaftlicher Einfluss trugen ihr den Ehrentitel „Rheingräfin“ ein. Sie war wenig glücklich verheiratet, dann Witwe, hatte sechs Kinder, mit denen sie lange um ihr Vermögen und ihr Erbe kämpfte, sie reiste viel, kannte bedeutende Politiker, Wissenschaftler und Künstler, pflog innige Frauenfreundschaften und starb mit knapp 60 Jahren in Rom.

Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens begegneten einander 1828 und verbrachten die nächsten beiden Jahrzehnte, bis zu Adeles Tod, in engstem Kontakt, zeitweise in Wohn-, Wirtschafts- und Lebensgemeinschaft. In ihren Briefen und Tagebüchern figuriert diese Beziehung zentral, wenngleich jeweils nicht als einziges romantisches Verhältnis zu einer anderen Frau. Adeles „erste Liebe“ (9) Ottilie von Goethe gehört in dieses Netz an Freundinnen-, Liebes- und Leidensgeschichten, dazu die Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff, die britische feministische Sachbuchautorin Anna Jameson, die genuesische Risorgimento-Unterstützerin Laurina Spinola. Die Selbstzeugnisse der Frauen überborden mit Bekundungen von Liebe und Sehnen, Eifersucht und Einlenken, flammender Seele und zerrissenem Herzen, schmerzvoller Entzweiung und pulsierendem Jubel.

Die promovierte Literaturwissenschaftlerin Angela Steidele hat die Beziehung dieser beiden Frauen unter dem Titel „Geschichte einer Liebe“ in ein Buch gefasst. Sein Genre scheint mir schwer bestimmbar. In konsequenter feministischer Grundhaltung

siedelt es zwischen biographischem Roman, historischer Doppelbiographie und historisierendem Liebesroman. Die oft sehr ausführlichen Originalzitate sind als integrierender Teil des Fließtextes zu lesen, nur in ihrer Kursivsetzung und mit minimalistischen Endnoten als Quellentexte markiert. Angela Steideles Darstellung bleibt fast durchwegs narrativ und chronologisch ganz linear. Wie jede konventionelle Biographie beginnt sie mit der an unübersichtlichen Namensnennungen reichen Herkunftsgeschichte der Porträtierten und endet – außerordentlich berührend – mit der Inschrift auf dem Grabstein, den die eine für die andere errichtete.

Worauf kann sich nun eine kritische Rezension dieses Werkes für eine geschichtswissenschaftliche feministische Zeitschrift sinnvoll überhaupt beziehen? Soll die Rezensentin die historische und geschlechterwissenschaftliche Kompetenz dieser Studie diskutieren, oder würde sie dem Text eher gerecht, wenn sie seine literarische Qualität untersucht? An wen wendet sich das Buch, welchen (fachlichen) Interessen will es genügen? Jedenfalls: Was der Autorin ausgezeichnet gelingt, ist die permanente fließende Bewegung zwischen Originalzitaten und eigenem Text.

In diesem Sommer 1829 wurden beide gewahr, dass sie ohne einander nicht mehr wollten noch konnten. *Mir scheint es meine Bestimmung, ihr Wohl und Wehe dem meinen sehr eng zu verbinden ... Sie lebt in mir, und mir ist sie in dem neuen Leben unentbehrlich, denn ihre Liebe, ihre Hingebung erhalten mich.* Wie ein Jahr zuvor, als Adele Schopenhauer Otilie von Goethe zum erstenmal von Sibylle Mertens erzählt hatte, verglich sie ihre beiden großen Lieben miteinander. Nun aber trug die neue Liebe den Sieg davon: *Ich erinnere mich keiner so vertraulichen Freundschaft in meinem Leben; du hast mir immer zu schön in die Seele gestrahlt, bist mir wenn du so willst zu körperlos zu himmlisch schön gewesen.* Adele hatte aufgehört, Otilie zu vergöttern ... (86)

Die Verfasserin selbst schreibt, wie eine/r nach Lektüre im Duktus des frühen 19. Jahrhunderts zu sagen versucht ist: feinsinnig, gedrechselt, akribisch in vielen Details, allerliebst, wo sie die LeserInnen in Gemütsbewegung zu versetzen weiß, dabei durchaus mit einem Stück kritischer Distanz zu ihren Protagonistinnen. Um unmittelbar identifikatorische Repräsentation handelt es sich nicht, aber doch um die Suggestion, dass die geschilderten Leben Schritt für Schritt genau ‚so‘ verliefen und eine differente Darstellung gar nicht zur Debatte stünde. Die Quellenzitate gewährleisteten sprachlich ebenso wie inhaltlich eine Markierung des ‚Authentischen‘ und verantworten den Effekt mit, der es als zwingend erscheinen lässt, diese Geschichte genau so und nur so zu erzählen. Es gibt keinerlei Lücken im Erzählfluss außer jenen – sehr wenigen –, die aus Quellenmangel resultieren.¹ Es gibt allerdings kleine, originelle, in ihrem trockenen

¹ Ein Teil der Quellen lagerte im Historischen Archiv der Stadt Köln, das im März 2009 einstürzte, als Angela Steidele ihr Material bereits gelesen und exzerpiert hatte (vgl. 286f.).

Witz sehr gelungene Extempore, die daran erinnern, dass hier eine Autorin des 21. Jahrhunderts schreibt und die als wohl bewusst anachronistische Brüche hie und da auf den konstruierten Charakter der Erzählung verweisen. Beispielsweise taucht in der Geschichte zu Otilie von Goethes heimlich in Wien zur Welt gebrachtem unehelichen Kind, um das sich zusammen mit der Mutter Anna Jameson vor Ort und Sibylle Mertens von Genua aus intensiv kümmerten, unvermittelt ein lesbisch-schwules Symbol der Gegenwart auf: „Lange konnte diese unkonventionelle Regenbogenfamilie jedoch so nicht weitermachen.“ (136)

Nicht nur in solch kurzen Schwenks, sondern ganz durchgängig steht ja die Rekonstruktion von Frauen(liebes)bindungen vor der Folie feministisch-historisch orientierter Gender-, Sexualitäts- und Queer-Theoreme zur Disposition. Angela Steidele – vor einigen Jahren mit einer Biographie der als Mann lebenden, 1721 hingerichteten Catharina Linck hervorgetreten¹ – ist in ihrer Suche nach historischen Liebesbeziehungen unter Frauen konsequent parteilich; unbeirrt identifiziert sie das Vorgefundene als eben jene Manifestation gleichgeschlechtlichen Begehrens und Liebens, deren Existenz sie vorausgesetzt hatte. Ihrer Deutung zufolge handelte es sich beim „Lebenskonzept“ von Adele, Sibylle und einigen ihrer Freundinnen um eines im unmittelbaren Vorfeld der „Formierung einer lesbischen Identität der Moderne“ (11). Noch wussten die Akteurinnen nicht, wie sie ihre Sehnsüchte, ihre Erfahrung der Differenz, ihr Handeln an der und jenseits der Grenze des gesellschaftlich Möglichen bezeichnen sollten (da ja das Selbstverständnis einer homosexuellen Identität historisch noch nicht existierte). Die Autorin ist sich allerdings durchgängig sicher, dass die von ihr Porträtierten ganz genau um den transgressiven Charakter ihrer Wünsche wussten und dass dies ebenso für ihr Umfeld galt, welches aus diesem Grund vielfach diskriminierend, ausgrenzend und beleidigend agierte, beispielsweise von Adele Schopenhauer das Bild einer hässlichen alten Junger überlieferte oder Sibylle Mertens ganz handfest um ihr Vermögen brachte.

In einigen Passagen verlässt Angela Steidele das biographische Erzählen und formuliert ihre Analyse zum Ort, den die von ihr porträtierten Freundinnen in der Geschichte des Geschlechterverhältnisses und der Sexualitäten einnehmen. So bezeichnet sie Sibylles Tagebuch der Trauer um Laurina Spinola als ein

einzigartige(s) Dokument, das einen Blick auf die Selbstsicht einer Frauen liebenden Frau in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlaubt. ... Eine solche Liebe war, so fühlte sie, anderen nicht vermittelbar, ja, kaum ihr selbst. ... Sie liebte Frauen anders, als sich die Theoretiker der keuschen Weiblichkeit Frauenfreundschaften so dachten – ohne freilich selbst ein Wort, einen Begriff dafür zu haben. Sie wusste nur, dass sie die Leidenschaftlichkeit ihrer Liebe zu Frauen verbergen musste. (157f.)

¹ Angela Steidele, In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagratinus Rosenstengel, hingerichtet 1721, Köln 2004.

Der „prekäre Stand der Frauenliebe in der Gesellschaft“ sei auch Annette von Droste-Hülshoffs Thema gewesen, allerdings musste sie es „camoufflieren, weil die Frauenliebe anfangs, sich zu emanzipieren, als eigenständige Lebensform sichtbar und damit für die traditionelle Gesellschaft bedrohlich zu werden“ (168).

Dicht an ihren Quellen bleibend, diskutiert die Autorin an keiner Stelle geschlechtertheoretische Sekundärliteratur. Die schon klassischen, aus den 1980er Jahren stammenden ‚lesbenhistorischen‘ Kontroversen um die adäquate Interpretation romantischer Frauenfreundschaften, um den Status von Sexualität und Begehren in der ‚lesbischen‘ Historiographie zum 19. Jahrhundert, um das sprichwörtlich gewordene „Does it matter if they did it?“³ werden ebenso wenig ausdrücklich reflektiert wie rezentere feministisch-queere Ansätze. Es scheint Angela Steidele nicht eigentlich Anliegen zu sein, existierende Positionen zu diesen zentralen Punkten der Lesben- bzw. Frauenfreundschaftsgeschichte zu bekräftigen oder neu zu perspektivieren. Ein wenig allzu ‚schöngeistig‘ also, zu leichtgewichtig in theoretischer Hinsicht, ungenügend historisch kontextualisiert? Wie schon erwähnt, bleibt ein Stück weit ungeklärt, welche Ansprüche dieses Fachbuch stellt und wen es als sein Publikum imaginiert. Angesichts der Tatsache, dass ‚lesbenhistorische‘ Forschungen seit dem *queer turn* massiv an Bedeutung, an Zahl, an inhaltlicher Dichte und gewissermaßen an ‚Geschichtsbewusstsein‘ verloren zu haben scheinen,⁴ ist „Geschichte einer Liebe“ ein ermutigender Zugewinn, ein spannendes Experiment im Raum zwischen Geschichte und *fiction*, ein schönes Geschenk für Kolleginnen und Freundinnen.

Hanna Hacker, Wien

3 Vgl. v. a. Lillian Faderman, *Surpassing the Love of Men. Romantic Friendship and Love Between Women from the Renaissance to the Present*, London 1981; Esther Newton, *The Mythic Mannish Lesbian. Radclyffe Hall and the New Woman*, in: *Signs*, 9, 4 (1984), 557–575; Sheila Jeffreys, *Does It Matter If They Did It?*, in: *Lesbian History Group Hg., Not a Passing Phase. Reclaiming Lesbians in History 1840–1985*, London 1989, 19–28.

4 Vgl. Hanna Hacker, *Was war Bewegungsgeschichte? Queeres Schreiben der Vergangenheit*, in: Maria Frohofer, Elke Murlasits u. Eva Taxacher Hg., *L[i]eben und Begehren zwischen Geschlecht und Identität*, Wien 2010, 18–27.